

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 37 (1933-1934)
Heft: 2

Artikel: Veronika
Autor: Gos, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663335>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Chlädere.

Mer stigered und chräfmed
Im goldige Schi.
Es Windli um Zäcke
Pfift lustig eis dri.

Es gahd wie=n= uf Flügle
Uf Pösch=n= und Flueh,
Als schürgt is vu=n= une
Es Zwergli durue.

Und doch, bis in Himmel, —
Wie wär's na so wit!
Mer sind scho im Himmel.
Meh bruched mer nüd!

Vu Spitzli zu Spitzli,
Dur's Chämi zum Grat.
En Chüng ist, wer zerste
Bim Steimannli stahd.

Jetz hä=mer's, jetz hä=mer's,
Juheissa, juhe!
D' Wält under de Füeße
Im silbrige Schnee! —

Ernst Eschmann.

Veronika.

Von Charles Gos*. Berechtigte Übertragung von Alfred Gruber.

„Mein Verehrtester, Sie glauben also, annehmen zu können, daß wahre Liebe nur in Ihrer Gesellschaftsschicht vorkommt?“

„Allerdings. Verstehen Sie mich richtig: Ich bezeichne mit Gesellschaft die reichen Klassen. Glauben Sie denn wirklich, daß der Kleinbürger zur Liebe fähig sei? Und gar das Volk, der Bauer...?“

„Ihre Ausschließlichkeit ist sehr übertrieben. Vergleichen wir einmal sachlich. Legen Sie zu diesem Zweck Ihren Snobismus, auf den Sie als Mann von Welt ein Recht zu haben glauben, einen Augenblick zur Seite. Vergessen Sie dabei auch nicht, daß wir in den Bergen sind und sehr weit weg vom Käfesch des Faubourg Saint-Germain... Die reichen Schichten, immer nur Reichtum und Luxus...“

Es regnete. Ein herber Wind blies im Tale. Müßig und ein wenig ermattet von den Bergfahrten der letzten Tage waren wir im Begriff, den Nachmittagskaffee auf der Terrasse des Hotels Monte-Rosa in Zermatt einzunehmen. Ein junges Pärchen auf der Hochzeitsreise, die die Lavah, vom schlechten Wetter ebenfalls in ihrem Wanderdrange behindert, hatte sich uns angeschlossen.

Nichts zeigt mehr die Macht der Erziehungskraft zwischen Menschen gleicher Gesinnung als ein Regentag in den Bergen. In der Tat, alle diese Fremden hier, die sich für gewöhnlich doch herzlich gleichgültig waren, hatten sich heute gleich uns um die kleinen Tischchen gruppiert

und unterhielten sich mit großer Lebhaftigkeit. Stets hatten sich Landsleute zusammengefunden, selbst ein wenig geübtes Auge vermochte die verschiedenen Nationen durch ihr Aussehen zu unterscheiden. Deutsche, Franzosen, Engländer, Russen und Amerikaner waren in buntem Wirrwarr vertreten.

An unserm Tische stritten wir uns über die Liebe, nachdem wir eine scharfe Kritik über die Politik des neuen Kabinetts von unserem Freund, dem Deputierten Gaillard, angehört hatten. Ich weiß nicht mehr genau, bei welcher Gelegenheit de Rogières, ein junger Freigeist, dessen aristokratisches Benehmen uns alle für ihn eingenommen hatte, mit einem Mal einen heftigen Angriff unternahm gegen das, was er gewöhnliche Liebe nannte. Er versuchte durch feinfühlige Paradoxa die Beweiskraft seiner Behauptungen aufrecht zu erhalten.

„Die Liebe kann weder wahr noch schön sein ohne Geld und ohne Luxus.“

Eine ungeheuerliche Behauptung, die leicht zu widerlegen war, die er aber mit Starrköpfigkeit verteidigte. Marcel Daurat, ein sehr in Mode gekommener Schriftsteller, war sein Widersacher.

„Also“, fuhr de Rogières fort, indem er mit einer nachlässigen Geste auf ein Feld zeigte, wo Frauen und Männer im Regenwetter arbeiteten, „Sie behaupten allen Ernstes, lieber Meister, daß diese Leute da, diese Bergbewohner, lieben können?“

„Sicherlich. Was Sie bisher vorbrachten, hält der Wirklichkeit nicht stand. Man findet immer

* Aus „La croix du Cerbin“ Bahot, Lausanne.

eine ganze Menge edler Gefühle auch in der allerschlichtesten Liebe. Warum die Feinheiten der Seele bei diesen Menschen leugnen wollen? Warum bei diesen Frauen die wahre Schwungkraft der Liebe, die sie gegen den Mann ihrer Wahl treibt, wegstreiten? Warum sie zum Rang des unvernünftigen Tieres erniedrigen? Nur weil sie grobschlächtig gekleidet sind und eine harte Tagesarbeit leisten müssen? Nur weil sie ohne Erziehung von elementarerem Gefühlen beherrscht werden und nicht einmal den allergeringsten Luxus kennen? Lieber Freund, es gibt wenig Weltmenschen, die diesen da gleichkommen . . .“

De Rogières hörte kaum hin und hing seinen eigenen Gedanken nach. Er platzte los:

„Ich glaube, daß diese Leute nur durch den Instinkt gegeneinander getrieben werden, aber daß Liebe dabei sei, das kann ich niemals glauben. Wie können Sie überhaupt so sprechen, Meister, der Sie doch ein so feiner Seelenkennner sind?“

De Rogières hüllte sich in den Rauch einer orientalischen Zigarette.

Es entstand eine kleine Pause. Wir fühlten, daß Daurat etwas zu sagen hatte und warteten. De Rogières war überrascht durch dieses Schweißen und wollte eben in der Darlegung seiner überspannten Theorien fortfahren, als der Meister mit einem Male ausrief:

„Dort geht die Witwe!“

Wir folgten der Richtung seines Blickes und sahen auf dem steinigen Wege eine Frau vorbeischreiten durch Regen und Wind. Eine alte Frau, eigentlich nur noch ein kläglicher Überrest einer alten Frau. Ein kleines zerknittertes Gesicht, das von einem wollenen Tuch umrahmt war. Weisse, nasse Haarsträhnen flatterten um den Hals. In dieser trostlosen Landschaft, die ganz ohne Himmel und Helle war, beim Klatschen des Wassers gegen die Scheiben und dem Klagen des Windes im Raum der Halle, wurde uns das alte Weib wirklich zu einer mystischen Erscheinung.

Sie rief uns ein beklagenswertes Leben voll Elend vor die Augen und ließ unser Herz mitleidig für sie schlagen. Aber wir erschauten in den schwarzen Augen einen Glanz, der nichts von der Erniedrigung eines vom Dasein verschlafsten Menschen zeigte.

„Ich glaube Sie versichern zu können,“ sagte Daurat, „daß die Witwe eben vom Matterhorn oder vielmehr von seinem Fuße zurückkommt.“

Wir blickten einander misstrauisch und erstaunt

an. Unsere Verwunderung erreichte jedoch ihren Höhepunkt, als der Schriftsteller fortfuhr:

„Meine Herren, diese Frau, diese widerwärtige Alte, die Ihnen als die übelste Karikatur des schönen Geschlechtes erscheinen muß, ist die größte Liebende, die ich je kennen gelernt habe. Wir sprachen von Liebe. Also hören Sie diese Geschichte! Sie wurde mir letztes Jahr von dem Gemeindepfarrer erzählt, der sie seinerseits von seinem ehrwürdigen, schon längst toten Vorgänger vernommen hatte. Auch Sie, Herr de Rogières, achten Sie genau auf diese Erzählung. Sie ist die beste Widerlegung Ihrer Behauptungen.“

Vor vierzig Jahren war Veronika Matten ein blut junges Mädchen. Ihr Liebhaber hieß Antonius Riffelauber und war der Sohn einer Führer- und Schmugglerfamilie. Veronikas Eltern waren Hirten. Die beiden Familien standen in keinen guten Beziehungen zu einander. Die Matten liebten die Riffelauber nicht, und die Liebenden mußten viel List anwenden, um sich ungestört treffen zu können. Im Sommer wanderten sie während Stunden auf steilen Geißpfaden, um sich zu sehen. Antonius mußte beim Morgengrauen wieder in der Hütte sein, um das Vieh zu besorgen und Veronika zur selben Zeit schon wieder im Tal. Der Winter hemmte ihre Wünsche stärker, stachelte aber um so mehr die Leidenschaft auf. Einer solchen Liebe gegenüber gab es keine Flucht, sie war stärker. Und schließlich, warum ihr auch entrinnen wollen? Ist die Leidenschaft nicht das Schönste unseres Lebens?“

Kurz, der brave Pfarrer tat das Seine, und es gelang ihm, die zwei Familien zu versöhnen. Es wäre auch ein Verbrechen gewesen, die beiden Kinder nicht zu verheiraten. Im nächsten Frühjahr wurden sie ein Paar. Glauben Sie mir, daß die zwei ihr Glück verdienten! Antonius war ein hübscher Bursche von zweihundzwanzig und seine Frau eine wundervolle Brünette von zwanzig Jahren.

Fünf Jahre verflossen, fünf Jahre einer leidenschaftlichen Liebe, die so glühend war wie der Feuer, dieser sinnverwirrende Wind, der an gewissen Abenden über die Berge fegt. Nach fünf Jahren aber verunglückte Antonius tödlich.

Ich muß hier beifügen, daß Antonius Bergführer war, und daß das Geld, das er bei diesem rauhen Gewerbe verdiente, das Haupteinkommen des jungen Haushalts bildete. Aber Riffelauber war kein Führer nach der Art eines

Hoteldieners, die als recht gewöhnliche Kerle mit dem Hut in der Hand eine Tour erbetteln. Im Gegenteil, er war bekannt durch seine Erfolge in den Bergen und sehr gesucht durch die berühmtesten Bergsteiger jener Epoche. Außer seinen wirklich außerordentlichen Fähigkeiten als Kletterer schätzte man seinen offenen und fröhlichen Charakter. Er liebte die Berge so stark wie eine Geliebte. Diese verzaubernde Leidenschaft floßte Veronika solche Furcht ein, daß sie das Unmöglichste versuchte, um ihren Gatten im Tale zurückzuhalten. Aber weder die Feldarbeit, noch das Vieh, noch der Plan, einen Kaufladen aufzutun, konnten ihn von den Bergen abkehren. Sie können sich denken, in was für Angstzuständen Veronika während der Sommerzeit lebte. Die Leidenschaft zu den Bergen wandelte sich bei Antonius rasch zu einem Rausch in der Gefahr und verwischte in seinem Gehirn die Grenze zwischen Vorsicht und Tollkühnheit. Die arme Frau ahnte sehr wohl, daß ihr Gatte eines Tages werde daran glauben müssen, aber doch nicht schon mit siebenundzwanzig Jahren. Die Tragödie war furchtbar.

In jenem Sommer begleitete Antonius zwei Engländer, die außerordentlich gute Kletterer waren. Sie hatten miteinander das Weißhorn und das Täschhorn ersteigert, die Dent d'Hérens auf neuem Wege und die Dent Blanche über den Zerpèclegrat erklimmt. Diese Besteigungen, die damals als fast unmöglich angestaut wurden, dienten zum Training für eine längst projektierte Ersteigung, Führer und erschreckender noch als die Vorhergegangenen: Das Matterhorn über die Nordwand. Vor dem entscheidenden Angriff wollte sich Antonius Aufklärung holen über gewisse kritische Stellen dieses Abgrundes, der auf Zermatt niederblickt. Um dieser Erfundungsfahrt noch einen heroischen Schimmer zu geben, schlug Riffelauer den Engländern vor, sie wollten dem Turggengrat bis zu den „Roten Felsen“ folgen und dann die furchtbare Nordwand zum Zmuttgrat queren, den man schließlich im Abstieg benützen würde. Die Engländer nahmen natürlich diesen unerhörten Vorschlag an und hielten sich zum Aufstieg bereit. Auf dieser Erfundungsfahrt verunglückte Antonius.

Die Karawane hatte die Nacht auf der Stafelalp zugebracht. Vor dem Morgengrauen schon war sie gegen das Turggengjoch aufgebrochen, und um acht Uhr hatte man sie durch das Fernrohr von Zermatt aus beobachtet, wie sie im Be-

griff war, die obere steile Böschung unter der Schulter langsam zu erklimmen. Dann versteckte der Nebel den Berg, und man verlor die Partie aus den Augen. Zwei Stunden später entdeckte man die Männer auf dem Firn der Schweizer Schulter. Sie hatten diesen Standpunkt über breite Plattenwände, wilde Felsen und steile Couloirs erreicht. Nun sollte man die drei Rüthnen nicht mehr sehen, wenn nicht zerschmettert und tot, denn der Nebel wurde immer dichter, senkte sich und verhüllte die Spitze gänzlich. Was ereignete sich wohl? Niemand konnte es sagen, denn es befanden sich an jenem Morgen keine anderen Bergsteiger am Matterhorn.

Für meinen Teil nehme ich folgendes an: Antonius ließ sich durch das Herannahen des schlechten Wetters keineswegs erschrecken und war von seinem Plan, den Zmuttgrat durch das Queren des Daches zu erreichen, nicht abgewichen. Diejenigen unter uns, die den Berg bestiegen haben, erinnern sich sicherlich an jenen gähnenden Abgrund und können sich wohl nicht ohne ein inneres Erschrecken diese Seilgruppe von drei jungen Leuten vorstellen, die sich ihren Weg über diese von Glatteis leuchtenden Hänge bahnen mußte. Und dazu noch der Nebel und wer weiß, ein Sturmwind und Schneeböen! Es war verrückt, reiner Wahnsinn, Gott versucht und den Teufel. Aber ich muß auf meine Erzählung zurückkommen.

Der Besitzer der Herberge in Zermatt hatte eben sein Mittagessen beendet, als man ihm einen wild atmenden Schäferbuben zuführte. Der Junge hatte von der Flanke des Hörnli aus, wo er seine Tiere hütete, eine Lawine über die Nordwand des Matterhorn heruntersausen sehen. Unter den Trümmern lagen zwei schwarze, große, langgestreckte Steine. Diese Tatsache schien ihm eigentümlich, denn die Lawinen sind an jener Wand sehr selten. Der junge Hirte hatte sofort eine Verbindung zwischen diesem Ereignis und dem tollkühnen Versuch von Antonius hergestellt, dessen Plan er kannte.

Betroffen durch diese Mitteilungen eilte der Gastwirt zum Teleskop und erkannte nun schnell in diesen Steinen menschliche Körper. Es war kein Zweifel mehr, daß sich ein Unglück zugegragen hatte.

Die Hilfsmannschaft hob noch am gleichen Abend die gräßlich verstümmelten Leichen der zwei Engländer auf. Vom Führer fand sich nichts, nicht die allergeringste Spur. Ein Seilrest, der noch an einer der Leichen hing, schien

von einer scharfen Felskante glatt durchschnitten.

Man begnügte sich vorerst damit, die Leichen in Säcke zu verpacken und stieg zur Staffelalp ab.

Die Nachricht des Unglücks hatte sich äußerst schnell im Tal verbreitet. Die bestürzten Bergbewohner besprachen es in Gruppen auf den Straßen und blickten finster zum Matterhorn, das die Nacht schon mit ihrem Mysterium umschlossen hatte. Als eine der ersten hatte Veronika die Katastrophe erfahren, und als sie endlich begriffen hatte, daß die zwei Unglücklichen die Gefährten ihres Mannes gewesen waren, daß man aber von ihm selbst noch nichts wußte, war sie wie eine leblose Masse ohnmächtig hingesunken.

Im Morgengrauen des nächsten Tages ging die junge Witwe gestikulierend und mit fliegenden Haaren bergan. Sie muß seltsam ausgesehen haben, diese Frau, die vom mörderischen Berge den Leichnam ihres Mannes zurückforderte. Die Stunde war leuchtend heiter. Das Morgenrot berührte den Schnee, die Gipfel zeichneten sich kraftvoll gegen die klaren Horizonte. Das Tal schloß noch unter einem bläulichen Schleier.

Veronika kam zu spät auf die Staffelalp. Die Rettungskolonne war schon weg. Um so schlimmer, sie würde sie schon wieder erreichen. Sie wanderte weiter gegen den Schwarzen See. Die Füße schmerzten sie. Zwei-, dreimal machte sie einen Fehltritt. Weiter oben, als der Grat sich verflachte, begann sie zu laufen. Vor ihr zeigte das Matterhorn seine üppige Pyramide in einem smaragdenen Himmel ohne Wolken. Der Neuschnee der Nacht hatte die höchste Spitze verzuckert, und die feuchten Flanken spiegelten sich im Sonnenlichte. Aber die junge Frau rannte immer noch befinnungslos und mit offenen Haaren dem furchtbaren Berge entgegen, der von so viel friedlicher Heiterkeit umgeben war.

Die Führerkarawane wollte eben den Gletscher betreten, als Veronika sie erreichte. Die Männer blickten sich überrascht und fast erschreckt an. Sie wußte es also schon, sie war schon da! Das Benehmen der Unglücklichen zeugte von ihrer bodenlosen Verzweiflung. Man band sie wortlos ans Seil und griff den Gletscher an.

Schon von weitem hatte Veronika die Säcke beobachtet, die sich als schwarze Punkte vom weißen Firn abhoben. Ein Schüttelfrost erfaßte sie.

Aber sie wollte die Leichen sehen. Aus Mitleid schlug man die Tücher auseinander. Ein zerschlagener Schädel kam zum Vorschein, das Gesicht eine einzige Wunde. Auch der andere Kopf war häßlich entstellt. Veronika hatte nicht einmal gezuckt. Der schauerliche Anblick schien sie in keiner Weise zu erschüttern. Aber als sie ihre Leichenschau beendet und sich überzeugt hatte, daß wirklich kein dritter Sack mit der Leiche von Antonius da war, daß man ihr also nichts verbarg, da richtete sie sich auf, dem leuchtenden Matterhorn entgegen, erhob die Fäuste und begann zu heulen wie ein todwundes Tier.

„Ich habe nie etwas Entsetzlicheres gehört“, sagte mir einer der Führer, „als die Schreie dieser Frau, die in den Abgründen widerhallten und sich zugleich aufwärts von Fels zu Fels zu heben schienen gegen den mörderischen Gipfel. Oh, ich werde mich mein Leben lang daran erinnern. Wäre das Wetter wenigstens grau gewesen, dann hätte uns dieser Anblick weniger erschüttert. Aber der Himmel war blau und voll Sonne, einer der schönsten Tage des Sommers. Oh, dieser Schmerz, dieser Schrei aus tiefster Seele. Hören Sie, ich selbst habe die vier Toten letztes Jahr am Lyskamm gefunden, einer war mein Vater, ein anderer mein Bruder, aber ich schwör Ihnen, daß mich dies weniger tief beeindruckt hatte.“

Durch den trostlosen Anblick der verzweifelten Frau ergriffen, boten sich die Männer ohne weiteres an, die nächstliegenden Gletscherspalten zu durchsuchen in der Hoffnung, den Körper des Führers zu finden. Veronika aber verlangte, daß man sie selbst in die Eisklüfte hinuntersteigen lasse. Man band sie an ein hundertundfünzig Meter langes Seil. Mehr denn sechsmal ließ man sie ins bläuliche Halbdunkel mit seinen kristallfunkelnden Eismauern gleiten. Arme Veronika! Sie entstieg diesen Kälteschlünden bleich, mit Schnee und Eiswasser bedeckt, atembenommen durch den Druck des Seiles. Und schon mußte man sie wieder zur nächsten Spalte führen. In die blaue Leere hinein, zwischen den phantastischen Eisfransen glitt die Frau immer tiefer. Bei einem vereinbarten Signal zogen die sich fest verstemmenden Führer in langsamem, gemessenen Zügen das menschliche Paket wieder aufwärts, das sich halbtlos um sich selber drehte. Beim Hervortauchen aus der letzten Spalte war Veronika ohnmächtig und wie tot. Die Erregung und die Erfolglosigkeit hatten sie ganz vernichtet.

Spät hielt die traurige Karawane ihren Ein-

zug im Dorfe. Die Führer zogen die Säcke auf einem Heuschlitten.

*

Die zwei Engländer wurden auf dem kleinen Friedhof in Zermatt begraben, und der Pfarrer, der die Heirat von Antonius gesegnet hatte, las nun eine Messe für die Seelenruhe des Verschwundenen. Veronika wohnte dieser Zeremonie nicht bei. Der schreckliche Nervenschok, der sie auf dem Gletscher niedergeworfen hatte, zwang sie, während langer Monate das Bett zu hüten.

Die Rückkehr zum Leben vollzog sich sozusagen unbewußt. Veronika machte sich wacker an die Arbeit. Man sah sie wieder auf dem Felde und am Waschtrögl. Aber sie war aufbrausend und unruhig, ihre firstere Schweigsamkeit entfernte sie von den Waschweibern. Schön war sie immer noch und in voller Jugendkraft, und doch schlug sie jede auch noch so ehrbare Partie aus und kümmerte sich um keinen Antrag. Man dachte zuerst: „Das wird nicht lange anhalten. Sie wird sich beruhigen und wieder Geschmack am Leben finden, sie wird sicherlich einen ehrlichen Menschen heiraten.“ Aber als man sah, daß ihre Unabhängigkeit an den Toten übergröß war, da begann man zu denken: „Sie wird beklagenswert einfältig!“ und man hatte Mitleid mit ihr.

In der Tat dachte die Witwe nur an ihren Heißgeliebten und opferte dieser Illusion ihr junges Leben: Antonius war da, sie sah ihn, sie fühlte ihn, sie sprach mit ihm und lächelte ihm zu. Er trug in ihre Seele eine große Stille und füllte ihr verzweifeltes Herz mit mystischer Freude.

Ihr Freund, der Pfarrer — einer der wenigen Menschen, deren Freundschaft sie sich erhalten konnte — besuchte sie regelmäßig. Man sah sie auf der Bank vor der Hütte sitzen, unwillkürlich das Matterhorn betrachten und geruhsam von vergangenen Zeiten sprechen. Es war dieser ehrwürdige Mann, der eine wahrhaft göttliche Eingabe hatte, als er sah, daß diese Seele sich jeden Tag mehr in ihre Sehnsucht versenkte.

„Veronika“, sagte er zu ihr, „wenn unsere Vermutungen richtig sind, so ruht dein armer Gatte im Matterhorngletscher. Nun höre gut zu. Die Gletscher rücken vor und weichen wieder zurück. Über kurz oder lang wird dieser verfluchte Gletscher sein Opfer wieder hergeben müssen, und wenn dieser feierliche Augenblick herankommt, mußt du bereit sein, um den Körper von Antonius in Empfang zu nehmen.“

Die Witwe zuckte bei diesen Worten zusammen und erbleichte, als sie an die zwei Jahre dachte, die verflossen waren seit dem Unglück. Wäre ihr Antonius nicht schon unwiderruflich für sie verloren, wenn er in dieser Zeitspanne von seinen eisigen Banden befreit worden wäre?

Am nächsten Tage, schon beim Morgengrauen, brach Veronika auf. Sie wollte von neuem mit dem Matterhorn um ihren Gatten kämpfen. Diesmal aber wurde sie von einer inneren Glückseligkeit durchleuchtet. Ja, sie war Witwe, die Witwe eines getöteten Führers, der auf geheimnisvolle Art von diesem Zauberberg zurückgehalten wurde, aber es schien ihr, als ob sie nun bald diesen von den Bergen ihrer Liebe entrissenen Mann wiederfinden würde, ja sie war davon schon ganz überzeugt. — Er wird daliegen, auf den Steinen ausgestreckt, bleich und lächelnd in seiner männlichen Schönheit, ein Held, ein junger Führer, ein Opfer der Pflicht. Sie wird bei dem Toten niederknien, sie wird seine braunen Haare streicheln, sie wird ihre lebensheißen Lippen mit seinen marmorfalten vereinen und zu ihm sagen: „Mein Antonius, mein Geliebter ist mir wiedergegeben!“ Sie wird ihn in den Armen halten wie eine Mutter ihr kleines Kind. Sie wird ihn wiegen und liebkosen. Oh die Freude, den geliebten Toten endlich in der Nähe zu wissen! Raum zwei Schritte von der Hütte entfernt wird er seinen ewigen, friedlichen Schlummer auf dem Friedhof seiner Vorfahren schlafen, und sie, Veronika, wird nicht mehr dieses erschreckende Gefühl haben müssen, daß er allein und häßlich entstellt, blutend in der Tiefe eines Abgrunds liegt, ein paar unheimliche Dohlen, die ihn umkreisen, als Todesbegleiter...

Arme Veronika! Diese unklaren und trügerischen Hoffnungen trübten ihren Geist, und halb weinend, halb lachend kam sie auf die Staf-felalp.

Von dieser Alp aus wanderte sie gegen den Gletscher in der Richtung des Nordgrates, wo man die Leichen der Engländer aufgehoben hatte. In halber Höhe zwischen dem Rasen und dem Gletscherboden begann sie von rechts nach links zu suchen, stöberte hinter allen Felsblöcken herum, durchsuchte die Moränen und die Bachrinnen. Fast wäre sie von einem Eisssturz erschlagen worden. Aber sie setzte tollföhnl ihre Jagd fort wie ein Spürhund, der eine Fährte wittert. Sie näherte sich mit der Zeit dem Gletscher.



Alter Winkel in Weiningen bei Zürich.

Phot. Hans Gfstein, Zürich.

ſcher, deſſen Beginn aus einer glatt polierten, drohenden Mauer beſtand, von der beſtändig Steine niederſtürzten. Dort angekommen, mußte ſie anhalten. Die grünliche Wand war viele hundert Meter lang und verhinderte jeden Aufſtegsversuch. Übrigens war ihr dies gleichgültig. Antonius beſandt ſich ja nicht auf der Oberfläche des Gletschers, an feinem Ende mußte der Leichnam zum Vorschein kommen. Sie durchſtreifte noch ein paar Firnfelder, dann ſetzte ſie ſich müde und entmutigt auf einen Fels und wartete, den Blick auf die Eismauer geheftet, wie wenn ſie das grünliche Dickeſt durchdringen könnte, um eine menschliche Gestalt zu entdecken. Sie wartete bis spät abends und ſtieg dann taumelnd zu Tal. Diese Rückkehr, diese Niederlage! Der Sieg des Matterhorns über ein Frauenherz!... Das Tal war ſchon voll Schatten und Stille, als Veronika es durchſchritt. Tränen floſſen aus ihren Augen, und ihr Herz war wie Blei.

Der vortreffliche Pfarrer hatte richtig erraten. Diese Pilgerschaft, dieser Kalvarienweg wurde

zum einzigen Lebenszweck der Witwe. Der Wunsch der nächsten Wiederkehr zum Gletschergrabe richtete ſich gebieterisch immer wieder auf und tötete die Sehnsucht der ersten Jahre nach den Freuden des Daseins. Veronika war beſessen von der Pflicht, bereit ſein zu müssen, wenn der Tote, von der Umarmung des Gletschers befreit, auf die Felsplatten geworfen würde.

Jahr um Jahr verging, und während einer Witwenschaft von fast einem halben Jahrhundert beſtritt Veronika mehrere Male im Sommer ihren Leidensweg, niemals matt oder hoffnungslos, und immer noch liebend.

Iſt es wohl notwendig, beizufügen, daß dieſe ſelſtſamen Pilgerfahrten zu gar nichts geführt haben? Der Leichnam liegt noch in feinem Firngrabe... oder anderswo... und die armen ausgetrockneten Hände der Witwe hoben ſich ſtets vergebens gegen den Gletscher und den dämoniſchen Berg.

Ich kenne Veronika...

Wir ſpazierten eines Abends philosophierend umher, der Pfarrer und ich, als wir ihr plötz-

lich bei einer Wegbiegung begegneten. Der Priester hielt die alte Frau an, die zu fliehen suchte, als sie mich sah. Ich drückte ihr die Hand, unendlich erschüttert von einer fast religiösen Achtung beim Anblick eines so tiefen Schmerzes und einer so mächtvollen Liebe...

„Und Antonius?“ fragte der Pfarrer.

„Immer noch nichts,“ antwortete die Witwe, „aber ich glaube, daß wahrscheinlich nächstes Jahr...“

Ihre Augen entzündeten sich in einer Freude und Zuversicht, darinnen die Entzagung ihrer ganzen toten Jugendzeit brannte.

*

Meine Herren, das ist Veronikas Liebe, die sicher den empfindsamsten Feinheiten unserer schönen Weltdamen gleich kommt, die im Schmucke von Luxus und Reichtum leben. Wie denken Sie darüber, Herr de Rogières?“

De Rogières antwortete nicht. Die junge Frau de Lavaud aber sagte mit verwirrter Stimme:

„Ich stelle mir mit Entsetzen den Tag vor, an dem Veronika als achtzigjährige Liebende den Körper ihres siebenundzwanzigjährigen Gatten wiederfinden wird... Er ist durch die Gletscherfülle so frisch erhalten, als ob er erst am selben Morgen abgestürzt sei. Er blüht noch in seiner ganzen männlichen Schönheit. Welch eine furchtbare Liebesbegegnung!...“

Überm Rhein.

Überm Rhein das Waldgebirge
Mit der einsamen Kapelle,
Überm Waldgebirg der Vollmond,
Ringsum weißer Wölkchen Helle,

Wetterleuchten weit im Westen,
Und vom Strand der Duft der Bäume —
Ist's ein Wunder, wenn die Seele
Sich verliert in Sehnsuchtsträume?

Und der Strom wie schäumend Silber,
Drüber leichte Schatten ziehen,
Freudenschüsse in den Reben,
Ferne Waldhornmelodien,

Jacob Burckhardt.

Optimismus.

Von Max Hahel.

Ob die Welt, in der wir leben, wirklich die beste aller Welten ist, wie der Philosoph Leibniz in seiner „Theodicee“ dachtun wollte, mag bezweifelt werden, weil wir die anderen Welten nicht kennen. Aber dem Genie, das den unerhörten Planeten Erde schuf — er ist ja nur ein kleiner Planet, wie groß seine Wunder auch sein mögen! — dem Genie, das die Erde mit ihrem ganzen Drum und Dran ins All schicken konnte, ist zuzutrauen, daß es Welten zu schaffen vermochte, auf denen es keine Erdbeben, Blitzschläge und Hagelwetter gibt, keine Lebewesen, die an Schnupfen, Kopfweh oder Bauchschmerzen leiden und als Opfer von Mückenstichen oder Bazillen elend hinsterben. Es ist vielmehr anzunehmen, daß es unter den ungezählten Welten des unendlichen Raumes auch richtige Sterne des Glücks gibt, Wohnplätze wunderbarer Geschöpfe, die aus Licht und Äther gewoben sind, Zeit und Raum nicht kennen und

in ewigen Wonnen schweben, Selige, von ewiger Liebe genährt und ewige Liebe verströmend. Ja, Sterne, darauf arktische Geschöpfe leben, von denen Goethe geträumt haben mag, als er die schildernden Zeilen schrieb:

Hier ist das Wohlbehagen erblieb,
Die Wangen heiter und der Mund,
Ein jeder ist an seinem Platz unsterblich,
Sie sind zufrieden und gesund.

Wie gesagt: ob unsere Erde die beste aller Welten ist, mag bezweifelt werden. Wir kennen die anderen Welten nicht. Buddha, der große Seher, sah in unserer Welt eine Welt des Leidens, eine Welt des Wahns, erhalten von tollen Kräften blinder Begier. Und sein Evangelium pries die Überwindung dieser Begier, die Aufhebung des Willens. Jesus setzte diesem „Nein!“ des Jnders allerdings das strahlende „Ja!“ göttlicher Verheißung und unbegrenzten Glaubens entgegen, nicht, indem er die Welt, in